

# Psychoanalytische Theorie und Familienaufstellung – was sie zum gegenseitigen Verständnis beitragen können

Vortrag bei der 4. Internationalen Arbeitstagung zu Systemaufstellungen in Würzburg 2003

Liebe Kolleginnen und Kollegen,  
meine Damen und Herren,

Ich freue mich, hier als Psychoanalytiker zu Ihnen sprechen zu können, da das Thema Familienaufstellen mich schon seit langem beschäftigt: Anfang der 80er-Jahre habe ich Bert Hellinger für mich entdeckt, ich weiß nicht mehr, ob mir jemand eine Anregung gegeben hat. Die Seminare fanden in der „Pension Seerose“, in Ainring in wunderschöner oberbayrischer Landschaft statt. Damals war ich fasziniert von Hellingers Art der Einzeltherapie in der Gruppe. Der Einstieg zur Erkundung und zum Verständnis der eigenen Kindheitssituation waren Lieblingsmärchen, Filme oder Gedichte, mit denen wir anreisten. Die Interventionen waren zum Teil drastisch und spektakulär, die heilenden Geschichten, die Bert erzählte, ein wohlthuender Ausgleich.

Ich berichtete Bert Hellinger davon, wie schwer ich mich tat, meine Identität als Psychoanalytiker mit dem zu verbinden, was ich in diesen Seminaren in Ainring erlebte. Natürlich wusste ich auch, dass mich Unzufriedenheiten aus meiner analytischen Weiterbildung zu seinen Seminaren geführt hatten. Insbesondere hatte ich nicht den Eindruck, dass mich meine Lehranalysen in die Lage versetzt hätten, mich selbst gut genug zu verstehen und mit meinem Leben ausreichend zurechtzukommen. Bert hörte mir konzentriert zu, als ich von dieser meiner inneren Spannung sprach. Als Erstes sagte er sehr ernsthaft, dass er im Unterschied zu vielen anderen das Werk von Freud ganz gelesen hätte. Dann wurde sein Gesichtsausdruck sehr freundlich und zugewandt, und er sagte:

„Michael, ich bin ein heimlicher Psychoanalytiker!“

Dieser Satz hat sich mir eingepägt, weil er mich entlastet hat, in einer subjektiv angespannt erlebten Situation. Eine solche Aussage stellt eine Verbundenheit her, ein Lösungsangebot im Einklang zwischen zwei Menschen.

Die Herstellung von Verbundenheit als eine grundsätzliche Bewegung der Seele, die Hinbewegung auf eine bedeutende Bezugsperson ist ein wesentlicher Teil der menschlichen Natur, ihrer Seele, insbesondere am Beginn des Lebens, jedoch zeitlebens wirksam. Wenn die Hinbewegung in der Zeit der Abhängigkeit des kleinen Kindes von den primären Bezugspersonen gelungen ist, entsteht aus dieser verinnerlichten Beziehungserfahrung ein Gefühl von Vertrauen, Sicherheit und Wohlbefinden. Wenn diese Hinbewegung

nicht gelingt, zum Beispiel traumatisch unterbrochen wird, erwächst daraus Sehnsucht und Schmerz. Diese Gefühle werden häufig abgewehrt durch Wut, weil in ihr die Hoffnung auf Veränderung noch enthalten ist und sich tatsächliche oder fantasierte Macht besser anfühlt als Ohnmacht und Hilflosigkeit.

Es ist mein Anliegen, in diesem Vortrag deutlich zu machen, wie sehr Verbundenheit Ausdruck der menschlichen Natur ist und unser Dasein prägt. Die Individualität des Menschen, die wir erst seit Homer kennen, ist in viel stärkerem Maße erklärungsbedürftig als die Verbundenheit der Menschen miteinander. Diese Verbundenheit ist jedoch nicht offensichtlich, während die Individualität eine Art Aushängeschild des modernen Menschen ist. Der bekannte Affektforscher Krause – sein Spitzname „Affektkrause“ spricht für seine Popularität – spricht davon, dass 85% unserer Kommunikation unbewusst seien, ein Geheimnis, das wir gerne hüten, das jedoch in Aufstellungen für alle sichtbar wird. Übrigens stehen wir auch mit uns selbst in unbewusster Kommunikation. Das wurde mir in einem wirklich sehr einfachen Beispiel neulich wieder bewusst:

Ich wollte meine Rechnungen, die ich an jedem Quartalsende schreibe, frankieren. Wo waren die Briefmarken? Ach ja, heute Morgen hatte ich auf der Post aus diesem Grund mehrere Bögen gekauft und sie wahrscheinlich, wie immer, in die Innentasche der Jacke gesteckt. Ich war bereits aufgestanden und unterwegs zur Garderobe, als meine Hand wie zufällig über den Pullover streifte, über der Hemdtasche. In dem Moment fiel es mir wieder ein: Ich habe die Briefmarken in die Hemdtasche gesteckt. Ich staune über mich selbst, habe einen Weg gespart und setze meine Arbeit fort.

In Aufstellungen begegnen wir einem Phänomen, das wahrscheinlich alle hier im Raum kennen:

Ein Aufstellungsworkshop bringt eine Zahl von Menschen zusammen, die sich vorher noch nie gesehen haben. Sie machen die Erfahrung, dass sie emotionale und körperliche Reaktionen bei sich wahrnehmen, die offenbar zu den vertretenen Personen gehören und in Verbindung damit stehen, was als Veräußerung eines inneren Bildes aufgestellt worden war. Die Erfahrung, dass der oder die eine für einen anderen oder eine andere stehen kann, ist verblüffend und weist auf die bis dahin unbewusste Kommunikation hin, auf die Tatsache, dass wir alle miteinander verbunden sind. Diese Erfahrung ist – wenn man sie zulässt – überwältigend, und am Ende eines solchen Aufstellungsseminars fühlen sich die vorher wildfremden Menschen herzlich miteinander verbunden.

Albrecht Mahr sieht in unserer natürlichen Fähigkeit zur stellvertretenden oder teilhabenden Wahrnehmung das Resultat eines eigenen Sinnesorgans. Dieses Sinnesorgan ist in der Lage, sich unseres Körpers, unserer Gefühle, unserer Fantasie und unseres Denkvermögens zu bedienen. Mithilfe dieses Sinnesorgans können wir uns im wissenden Feld bewegen – ein ebenfalls von Albrecht Mahr geprägter Ausdruck – und können die in diesem Energiefeld vorhandenen Informationen wahrnehmen und erleben. Dazu ein Beispiel:

Ein fünfjähriges Mädchen hat bei objektiver Unkenntnis der Vierlingschwangerschaft die Informationen aus dem wissenden Feld mit seinem Sinnesorgan aufgenommen und über eine Zeichnung kommuniziert. Es muss dabei offen bleiben, ob es die Informationen des wissenden Feldes in seiner vorgeburtlichen Zeit – schließlich hat sie mit den abgetriebenen Geschwistern intrauterin zusammengelebt – aufgenommen hat oder danach. Jedenfalls wird hier ein Phänomen sichtbar, das von einer rätselhaften Wahrnehmungsfähigkeit zeugt und offenbar Ausdruck ist von einer angeborenen Informationsfähigkeit und einem vitalen Informationsinteresse.

Es ist das Anliegen und Ziel meines Vortrages, Ihnen die menschliche Verbundenheit, das interaktionell Aufeinanderbezogen-Sein, unsere gegenseitige Bedingtheit, die in Aufstellungen sichtbar werdende stellvertretende und teilhabende Wahrnehmung als genetisch bedingt zu erläutern. Genetisch meine ich dabei in doppeltem Sinne: als angeborene Interaktionserwartung als Ausdruck unserer sozialen Konstitution, das heißt, das Baby hat bei seiner Geburt bereits eine Vorstellung von der passenden Interaktion mit dem sozialen anderen – die pflegende Mutter tritt sozusagen in die Fußstapfen des virtuellen anderen, und genetisch in dem Sinne, dass unsere Bezogenheit auf den anderen und damit unser erstaunliches Einfühlungsvermögen das Ergebnis der extremen Abhängigkeit ist, die am Anfang des Lebens zwischen dem Säugling und den Pflegepersonen besteht. Das Baby ist durch eine intensive Neigung zu Imitationen nicht nur in der Lage, Handlungen nachzuahmen, vielmehr ist es das Ziel des Babys zu erleben, wie die Pflegeperson, die das Baby nachahmt, sich bei diesen Handlungen fühlt. Darauf werde ich später genauer eingehen.

Es scheint bei den Familienaufstellern eine Neigung zu geben, die Frage nach den Ursachen von dem, was wir in den Aufstellungen sehen, im Dunkeln zu lassen. Bertold Ulsamer spricht zum Beispiel von dem unerklärlich bleibenden Kernbereich oder davon, dass der Therapeut „nicht wissen“ will, dass eine Haltung wie gegenüber einem Geheimnis die gemäße Haltung sei. Es wird davon gesprochen, dass sich in Aufstellungen lediglich Energien zeigen.

Natürlich bin ich nicht in der Lage zu erklären, aus welchen Gründen Aufstellungen so funktionieren, wie sie funktionieren, ich möchte jedoch mithilfe der Forschungsergebnisse der Säuglingsbeobachtung und der Intersubjektivitätstheorie, die übrigens in der Psychoanalyse eine lange Tradition hat, zu einem besseren Verständnis des Phänomens der Familienaufstellungen beitragen.

Es ist meines Erachtens nicht notwendig, eine Informationsübertragung durch morphogenetische Felder anzunehmen, zum Beispiel durch „Wasser“, wie es im Focus Nr. 26 genüsslich ausgebreitet wurde, um das Familienaufstellen in die esoterikgläubige Außenseiterecke zu stellen. Andererseits sprechen anerkannte Physiker wie zum Beispiel Hans-Peter Dürr davon, dass Materie aus Energiefäden bestehe, die miteinander in Verbindung stünden und in denen Materie nur durch eine Ausbuchtung im Energiefaden repräsentiert sei. Unabhängig davon ist es eine erstaunliche Erscheinung, dass wir uns schwer tun, seelische Phänomene mit seelischen Mitteln zu erklären, dass sozusagen ein seelisches Phänomen das Ergebnis eines seelischen Mechanismus ist. Dies hat ebenfalls eine lange Tradition:

An Hysterie erkrankte Menschen wurden bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts wie andere Geisteskranke in Ketten gelegt und abgesondert. Sie waren entmenschlicht, Tieren gleichgestellt und damit aus dem menschlichen Artenschutz ausgeschlossen. Dieses geschieht dann, wenn Erscheinungsformen der menschlichen Natur zu große Angst auslösen, um sie als möglichen Teil des eigenen Selbst erkennen zu können. Dieser psychische Mechanismus fand auch gegenüber den nordamerikanischen Indianern Anwendung, die als Wilde fast ausgerottet wurden, während die südamerikanischen Indianer zwar als Ungläubige, aber doch weiterhin als Menschen angesehen wurden mit der Folge großer Durchmischung der Hautfarben. Nachdem in der Folge der Französischen Revolution die Geisteskranken von ihren Ketten befreit wurden – darüber gibt symbolisch das berühmte Gemälde von Pinel Ausdruck –, erfolgte durch den französischen Psychiater Charcot eine Aufteilung der Geisteskranken in Menschen mit schizophrenen Erkrankungen, mit epileptischen Anfallsleiden und hysterischer Erkrankung. In seinen berühmten Dienstagsvorträgen demonstrierte Charcot, wie sich die hysterischen Symptome wie zum Beispiel Lähmungen, Anfälle oder Starre allein durch Hypnose bei den hysterisch kranken Frauen auslösen ließen. Damit war offensichtlich, dass es sich bei der Hysterie um ein psychisch bedingtes Phänomen handelte, da es ja mit psychischen Mitteln, nämlich der Hypnose, ausgelöst werden konnte. Da die meisten Menschen hypnotisierbar sind, rückte die vorher als erblich bedingt angesehene Hysterie in den Bereich dessen, was allen Menschen zugänglich war.

Freud hatte mithilfe eines Stipendiums einige Monate die Arbeitsweise von Charcot studiert und war fasziniert von dem, was er dort als Ausdruck und Tätigkeit eines seelischen Geschehens erkennen konnte. In seiner späteren Arbeit über Hypnotismus und Suggestion beschreibt er das Wesen der Suggestion als einer zwar von außen zur Wirkung gebrachten, aber inneren, seelischen Erscheinungsform im Unterschied zur damaligen Annahme, dass es sich um physiologische Veränderung im Nervensystem handele oder um die Auswirkungen einer angeborenen Konstitution:

„Die Suggestion kennzeichnet vor anderen Arten der psychischen Beeinflussung, des Befehlens, der Mitteilung oder Belehrung u.a. dadurch, dass bei ihr in einem zweiten Gehirn eine Vorstellung erweckt wird, welche nicht auf ihre Herkunft überprüft, sondern so vorgenommen wird, als ob sie in diesem Gehirn spontan entstanden wäre ... Mit anderen Worten, es handelt sich nicht so sehr um eine Suggestion als eine Anregung zur Autosuggestion.“<sup>1</sup> Hier ist also die Vorstellung des psychischen Mechanismus der Autosuggestion entstanden, über eine Reihe von Zwischengliedern.

„Die ... Reihe von Zwischengliedern ... sind immer noch psychische Vorgänge, aber sie empfangen nicht mehr das volle Licht des Bewusstseins, welches auf die direkte Suggestion fällt. Wir sind nämlich weit mehr gewöhnt, äußeren Wahrnehmungen unsere Aufmerksamkeit zu schenken als inneren Vorstellungen.“<sup>2</sup>

In diesem Sinne möchte ich versuchen, im Weiteren die auf den ersten Blick unerklärliche Fähigkeit zur stellvertretenden und teilhabenden Wahrnehmung als uns allen eigene psychische Fähigkeit zu erklären. Dazu beziehe ich mich auf die Arbeiten des norwegischen Systemtheorieforschers Stein Braten<sup>3</sup>, des Entwicklungspsychologen Trevarthen<sup>4</sup> und auf die Arbeiten von Martin Dornes<sup>5</sup>.

Nach Bratens Konzept des virtuellen anderen hat das Baby angeborenerweise als soziales Wesen den Kontaktwunsch und eine Kontakterwartung in sich, bevor es in der Wirklichkeit als kompetenter Säugling mit der Mutter in Kontakt tritt. Das heißt, Säuglinge nehmen die Welt nicht nur aus einer egozentrischen Perspektive wahr, sondern von Anfang an mit den Augen des anderen: Das Baby möchte von Anfang an ein Wissen davon haben, wie der andere sich fühlt. Das Baby hat also von Anfang an eine ego- und eine alterozentrische Perspektive. Zunächst möchte ich die egozentrische Perspektive beschreiben. Sie besteht aus einem Apriori, einer angeborenen sozialen Erwartung. Wenn die frühe Interaktion zwischen Mutter und Kind gelingen soll, ist sie daher an Erfüllungsbedingungen gebunden: Nur eine bestimmte Tonhöhe, ein bestimmtes Sprechtempo, eine bestimmte Sprachmelodie, ein bestimmter Gesichtsausdruck führen zur zeitlichen und inhaltlichen Passung der Interaktion zwischen Baby und Mutter. Der Säugling hat also als soziales Wesen den Kontakt zum anderen in sich, bevor er ihn in der äußeren Wirklichkeit sucht und findet. Der innere Raum für die erwartete Interaktion besteht

bereits, er muss nur noch durch die tatsächliche Interaktion zwischen Mutter und Baby sozusagen möbliert werden.

Im Still-Face-Experiment hält die Mutter aus einer normalen Interaktionssituation mit dem Baby heraus für eine Minute mit unbewegtem Gesicht und ohne Vokalisation vor dem Säugling inne. In den beliebig wiederholbaren Experimenten verstärkt der Säugling zunächst sein Bemühen, die unterbrochene Kommunikation wieder aufzunehmen, zeigt dann Unbehagen, Rückzug, Nesteln oder Sabbern. Dieses Still-Face-Experiment ist offensichtlich der Ausdruck der Enttäuschung einer sozialen Erwartung, der bereits ab der 6. Lebenswoche beobachtbar ist. Es ist der Beweis dafür, dass eine angeborene oder auch früh erworbene Interaktionserwartung enttäuscht wird. Es handelt sich dabei um eine konkrete Interaktionserwartung des Säuglings an einen Menschen: Wenn man eine sich bewegende sprechende Spielzeugpuppe anhält analog zum Still-Face-Experiment, erfolgt keine entsprechende Reaktion. Das Baby kommt also mit einer inneren Voreinstimmung, einer inneren Vorstruktur einer Beziehungserfahrung auf die Welt. Dieses erklärt den dann als stimmig erlebten Dialog mit den primären Bezugspersonen. Die Passung zwischen innerer Erwartung und interaktioneller Antwort des Gegenübers führt zu einem Gefühl tiefer Erfüllung, wie es auch bei Erwachsenen in manchen Begegnungssituationen oder auch bei der Verliebtheit auftritt. Die menschliche Psyche ist also inhärent dialogisch, unterbrochene Dialoge, Starre und Verkrustungen werden im Multilog der Aufstellung wieder verflüssigt.

Nun zur alterozentrischen Perspektive des Kindes; dazu möchte ich mir nun mit Ihnen das ausgeprägte Imitationsbedürfnis des Säuglings näher ansehen. Es ist dazu geeignet, die innige Verflechtung des Säuglings mit seinen primären Bezugspersonen zu erkennen und zu verstehen; diese wiederum soll uns unsere Fähigkeiten zur stellvertretenden und teilnehmenden Wahrnehmung in den Familienaufstellungen erklären. Säuglinge beobachten von Anfang an den Gesichtsausdruck der Mutter, imitieren ihn und erfassen damit auch den emotionalen Gehalt des Gesichtsausdrucks, was zu einem gemeinsamen Erleben eines emotionalen Zustandes führt. Dieses Phänomen lässt sich auch mühelos bei Erwachsenen imitieren: Wenn wir den Gesichtsausdruck von Lachen nachvollziehen, folgt daraus eine heitere Stimmung, ein Umstand, der sich bei der besonders in Kanada beliebten Lachtherapie zunutze gemacht wird. Wenn sie einen ärgerlichen Gesichtsausdruck herstellen, folgt ohne weiteres auch das passende Gefühl dazu. Am Theater nennt man das: die sensorische Rückbewegung.

Das folgende, etwas ausführlicher geschilderte Experiment soll uns unsere Fähigkeit zur uns innewohnenden gefühlhaften Teilhabe am anderen belegen:

Ab dem neunten Monat imitieren Säuglinge nicht nur Gesichtsausdrücke, sondern auch bei anderen Menschen beobachtete Handlungsabläufe. In einem zum ersten Male 1988 von Meltzoff<sup>6</sup> durchgeführten Experiment drückt ein Versuchsleiter mit dem Kopf auf einen großen roten Plastikknopf, der dann aufleuchtet. Diesen Vorgang lässt man von einem, zum Beispiel 14 Monate alten Kind beobachten und führt es dann unmittelbar von der Untersuchungsanordnung weg. Am nächsten Tag führt man das Kind wieder ins Labor. Nun neigt das Kind den Kopf nach vorne und drückt, ebenso wie der Versuchsleiter, mit seinem Kopf den Knopf nach unten, sodass dieser aufleuchtet. Wie ist das zu verstehen, warum benutzen die Kinder nicht ihre Hand? Die Versuchsanordnung bringt es mit sich, dass die Kinder noch nie so eine Bewegung gemacht haben, es handelt sich also nicht um eine Erinnerungshandlung. Wir müssen annehmen, dass das Kind sich durch die exakte Imitation in die Lage des Versuchsleiters bringen will: Indem das Kind genau dasselbe tut wie der Versuchsleiter, bringt es sich exakt in seine Lage.

Durch die bildgebenden Verfahren bei der Gehirnforschung wissen wir, dass allein durch die Beobachtung beim Beobachter dieselben Gehirnregionen aktiviert werden wie bei dem beobachteten Menschen, der eine Handlung durchführt. Wenn wir beispielsweise einen Menschen beobachten, der eine Zitrone isst, dann haben wir in uns selbst dasselbe Gefühl wie der beobachtete Mensch, der die Zitrone isst. Bei dem Beobachter lässt sich nun im Experiment durch das bildgebende Verfahren feststellen, dass bei ihm dieselben Neuronen aktiviert sind wie bei dem Menschen, der tatsächlich in eine Zitrone beißt. Diesen Effekt der Erregung der so genannten Spiegelneuronen können wir auch feststellen, wenn wir beispielsweise einen Menschen beobachten, der sich mit einer Nadel in den Finger sticht. Das Kind in unserem Experiment erfährt bei der Beobachtung des Experimentes eine Aktivierung der gleichen Neuronen, die beim Versuchsleiter bei der Durchführung des Experimentes erregt werden. Bei der Ausführung der beobachteten Handlung stellt sich nun bei dem Kind der gleiche Gefühlszustand ein wie beim Versuchsleiter. Gerade dies – so können wir erkennen – ist das Ziel der Imitation: Sie führt zur emotionalen Teilhabe und damit zu Bereicherung des werdenden Selbst, zur Orientierung in einer zunächst fremden Umwelt. Das, was wir unser Selbst nennen, unsere Wesensart, unsere Identität, ist demnach in viel größerem Maße das Produkt einer interaktiven Erfahrung, als uns dies bewusst wäre. Mit unserem bewussten Selbst verleugnen wir gerne den Umstand, dass es aus einer emotionalen Teilhabe an unseren primären Liebespersonen entstanden ist, von denen wir am Anfang des Lebens völlig abhängig waren. Aber dieses Unbewusstmachen bedeutet nicht, dass wir die Fähigkeit zur emotionalen Teilhabe verloren hätten. In der Aufstellung wird sie sichtbar. Wenn derjenige, der ein Anliegen aufstellt, seine Stellver-

treter in bestimmte Positionen zueinander stellt, führt er die Stellvertreter dadurch in die Nachahmungshandlung. Dadurch fühlen sich die Stellvertreter genau so wie diejenigen, die sie dadurch imitieren. So wie das Kind, welches die Handlung nachahmt, sich so fühlt wie der Versuchsleiter, so fühlen sich die Stellvertreter in der Nachahmungshandlung, in die sie vom Protagonisten geführt werden. Diese Fähigkeit zur Fremdwahrnehmung und emotionalen Teilhabe ist uns nicht nur vertraut, sondern sie ist ein zu uns gehörender Wesenszug. Der bereits erwähnte Affektforscher Rainer Krause drückt dies so aus: „Beispielsweise ist das expressive Zeichensystem affektiver Art unserer Partner mit unserem Leben enger verkoppelt als unser Leben mit unserem eigenen Expressionssystem. Das ist die Grundform der Empathie.“ Etwas einfacher ausgedrückt bedeutet das, wir kennen uns im emotionalen Seelenleben unseres Gegenübers wesentlich besser aus als in unserem eigenen.

Diese Auffassung, dass die Natur des Menschen durch eine angeborene soziale Erwartung und die frühe Abhängigkeit auf intensiven emotionalen Austausch angewiesen ist, findet sich auch im Konzept der Matrix des deutsch-englischen Gruppenanalytikers Foulkes wieder, das ich aus Zeitgründen nur kurz erwähnen kann: Danach ist das Individuum kein geschlossenes, sondern ein offenes System, welches durch die Kommunikation mit einer relevanten Gruppe erst seine Bedeutung bekommt. In dem Konzept der Matrix ist das einzelne Individuum wie ein Knoten im Netz mit anderen Menschen verbunden. Foulkes vergleicht dieses Netzwerk mit dem Gehirn als einem neuronalen Netzwerk, in dem jede einzelne Nervenzelle über die Nervenfortsätze vielfach miteinander verbunden ist. Da wir in unserer Individualität als einem geschlossenen und nach Unabhängigkeit strebenden System einen hohen Wert sehen, ist die Vorstellung, nur ein Knotenpunkt in einem Netz zu sein, durch den die Informationsenergie hindurchgeht, mit nur geringen eigenen Gestaltungsmöglichkeiten, häufig schwer annehmbar.

Und doch weisen die Ergebnisse der Gehirnforscher darauf hin, dass es sich gerade so verhält:

Das menschliche Gehirn entwickelt sich rasant, in den letzten Schwangerschaftsmonaten entstehen circa 100.000 Gehirnzellen pro Minute. Die letztlich vorhandenen Milliarden von Gehirnzellen werden zunächst nach einem genetischen Programm über Nervenfortsätze, die Dendriten, miteinander verbunden. Nach der Geburt geschieht diese Verbindung jedoch in zunehmendem Maße in Abhängigkeit von den Erfahrungen mit der Umwelt, insbesondere mit den Beziehungserfahrungen, die der kleine Mensch macht. Das heißt, dass die angeborene soziale Erwartung an den virtuellen anderen und die frühen Beziehungserfahrungen, bei denen der emotionale Austausch über Imitation eine große Rolle spielt, strukturell im Gehirn repräsentiert sind durch zu Funktionen zusammengefasste Zentren von Nervenzellen mit betonten Verbindungen

untereinander, den so genannten Bahnungen, in denen die Informationen besonders schnell fließen. Diese erfahrungs- und beziehungsabhängige Struktur des menschlichen Gehirnes ist übrigens bis ins hohe Alter plastisch, also veränderbar, und zwar über Prozesse, die wir als Stressreaktion kennen. Darauf kann ich jetzt nicht näher eingehen, aber Sie sehen, dass auch für uns ältere Menschen noch Hoffnung besteht.

Wir können also feststellen, dass es zu unserer Natur gehört, den anderen genau zu kennen, dass wir diesen Umstand aber vor dem anderen und uns selbst gerne verborgen halten. Manche Gehirnforscher behaupten, das menschliche Gehirn sei nur deshalb so groß, damit wir unsere primäre Verbundenheit verbergen können. Wir selbst kennen uns hingegen nicht besonders gut, beziehungsweise bedarf es in unserer Lebensgeschichte eines langen interaktionellen Prozesses, um Selbstbewusstsein herzustellen. Diese Gegebenheit wird auch gerne in Witzform ausgedrückt: Ein Freund fragt den anderen: „Wie geht es dir?“ – „Ich weiß nicht, mein Psychiater ist gerade in Urlaub!“

Tatsächlich ist es lebensgeschichtlich so, dass wir uns über frühe Identifikationen mit dem Gegenüber vertraut gemacht haben; wir wissen, wie er ist und was er fühlt. Das hilft dem Baby und Kleinkind, sich in der Welt, in die es hineingeboren wurde, zu orientieren und damit die Gefahr von namenloser Angst abzuwenden. Das Bewusstsein vom eigenen Selbst entsteht erst langsam dadurch, wie uns die anderen sehen. Im Spiegel der Augen des Gegenübers entsteht das eigene Selbst. Wir sind also im Wesentlichen das, was die wichtigsten Bezugspersonen in uns sehen. Wenn sie das sehen, was uns eigen ist, bekommen wir ein authentisches Selbstbewusstsein und fühlen uns in uns selbst und in der Umwelt zu Hause. Sehen die primären Liebespersonen ihre eigenen Wünsche und Ängste in ihrem Baby, so ist das Selbstbewusstsein fremdgestimmt im Sinne des falschen Selbst, wie Winnicott es nennt. Darauf kann ich hier nicht näher eingehen.

Das Bewusstsein vom eigenen Selbst, die Fähigkeit, sich selbst zu erkennen und sich selbst zum Gegenstand von Überlegungen zu machen, entsteht lebensgeschichtlich langsam. Im Experiment des Forschers Amsterdam, Anfang der 70er-Jahre, erkennt sich ein Kind, dem ein roter Fleck auf die Stirn geklebt wird, in den ersten 1 1/2 Jahren im Spiegel nicht selbst. Es winkt freundlich dem als fremd erlebten Kind zu. Erst in der 2. Hälfte des zweiten Lebensjahres beginnt das Kind unter deutlichen Schamgefühlen sich selbst zu erkennen.

Der stufenweise Prozess der Selbsterkenntnis und des Selbstbewusstseins lässt sich anhand der griechischen Mythologie von Narziss, Theiresias und Ödipus in Kürze – wie ich hoffe – verständlich machen:

Der schöne und stolze Jüngling Narziss, der kein Bewusstsein davon hat, wer er ist und wie er auf andere wirkt, ertrinkt in der Quelle, die sein Gesicht spiegelt, weil er sich nicht selbst erkennt. Er begehrt sein Spiegelbild als vermeintliches Gegenüber in Unkenntnis seiner selbst.

Auf der Stufe des Theiresias, der sieben Jahre lang als Frau und sieben Jahre als Mann gelebt hat, gelingt die Einfühlung in das Gegenüber perfekt. Der Anschaulichkeit halber sei die Geschichte von Theiresias kurz erzählt, so wie Seidler sie zusammenfasst<sup>7</sup>: „Es wird erzählt, dass er als junger Hirte an einer Wegscheide im Kithairongebirge zwei Schlangen bei der Paarung gesehen hat. Er tötete das Schlangeweibchen und wurde zur Frau. Nach sieben Jahren erblickte er wieder ein sich paarendes Schlangenpaar. Dieses Mal tötete er das Männchen und wurde wieder zu einem Mann. Als etwas später Zeus und Hera miteinander stritten, ob Mann oder Frau mehr Lust beim Geschlechtsverkehr erlebten, wurde Theiresias zum Schiedsrichter gewählt, weil er das Erleben beider Seiten kennen gelernt hatte. Als er der Frau den größeren Lustgewinn zusprach, wurde er von Hera mit Blindheit geschlagen, von Zeus wurde ihm aber die Gabe eines Sehers verliehen.“

Die über Imitation erzielte Identifikation mit dem Gegenüber beim kleinen Kind entspricht den Internalisierungsprozessen, welche Theiresias zugeschrieben werden, damit er sich als Mann oder Frau fühlen kann.

Auf der Stufe des Ödipus vollzieht sich der Prozess der Selbsterkenntnis: Ödipus, der König von Theben, wird von seinen Untertanen gebeten, die Not der Stadt abzuwenden, die darin bestehe, wie es heißt, dass die Feldfrucht veröde, die Tiere und schwangere Frauen unfruchtbar entbinden würden. Ödipus erfährt vom Orakel in Delphi, dass er den Mörder des früheren Königs von Theben, Laios, finden soll. Die Detektivgeschichte wird nun zu einer Enthüllungsgeschichte, indem Ödipus sich als der Gesuchte entdeckt. Mit der Blendung eröffnet sich ihm in der Selbsterkenntnis seine eigene Innenwelt.

Mein Eindruck von Aufstellungen ist, dass sich für denjenigen, der ein Anliegen aufstellt, im Laufe der Aufstellung eine Selbsterkenntnis vollzieht: Er geht – natürlich nur in Bezug auf den aufgestellten Beziehungskonflikt – möglicherweise wie Narziss am Anfang in diese Aufstellung, das heißt ohne Kenntnis der eigenen Anteile und ohne Bewusstsein davon, wie die anderen Konfliktparteien sich erleben. Die Stellvertreter fühlen sich wie Theiresias ganz in die vertretenen Personen ein, sind mit ihnen identifiziert. Auf diese Weise bekommt der Protagonist ein Bewusstsein von deren Sichtweise und auch davon, wie er selbst von den anderen erlebt wird. Er sieht sich im Spiegel der Stellvertreter. Schließlich kann er wie Ödipus das im Außen Gesuchte in sich selbst erkennen.

Als letzten Baustein möchte ich das Konzept des Übergangsobjektes und des Übergangsraumes von Winnicott zum Verständnis des Aufstellens nutzbar machen: Das Übergangsobjekt ist der am meisten rezipierte Begriff von Winnicotts Theorie. Die meisten wissen, das damit ein Stofftier, wie zum Beispiel ein Bär, gemeint ist oder der Zipfel eines Taschentuches oder einer Bettdecke, der für das kleine Kind eine herausragende Bedeutung hat, der das Kind tröstet, die abwesende Mutter ersetzen kann, der keineswegs in die Waschmaschine darf – was merkwürdigerweise von fast allen Müttern respektiert wird – und der irgendwann seine Bedeutung verliert. Winnicott schreibt jedoch diesem Übergangsobjekt eine darüber hinausgehende Bedeutung zu: Es ist der erste Besitz, der nicht zum eigenen Selbst gehört. Damit ist gemeint, dass das kleine Kind zu Anfang nicht zwischen innen und außen unterscheiden kann, dass für das kleine Kind alles in der Verfügungsgewalt seines omnipotenten Selbsterlebens steht. So gehört beispielsweise auch die Brust der Mutter als Nahrungsquelle im Erleben des Säuglings zum eigenen Selbst. Die subjektiv erlebte omnipotente Verfügbarkeit der Nahrungsquelle dient dazu, Ängste des Kindes vor Abhängigkeit zu vermeiden, und die Mutter unterstützt am Anfang diese Illusion des Säuglings dadurch, dass sie immer dann die Brust zur Verfügung stellt, wenn der Säugling Hunger hat. Die Bedeutung der Illusionierung für die besondere Kommunikation zwischen Mutter und Kind aufgrund der spezifischen Abhängigkeitssituation des Kleinkindes möchte ich Ihnen anhand eines Beispiels von H. Ogden nahe bringen:

„Ein 21/2-jähriger Knabe entwickelte große Widerstände gegen das Baden, nachdem er einmal erschrocken ist, weil sein Kopf beim Baden unter Wasser getaucht ist. Einige Monate später, nach sanfter, aber beständiger Überredung seiner Mutter, willigte er widerstrebend ein, in wenige Zentimeter Badewasser gesetzt zu werden. Der ganze Körper des Kindes war angespannt; mit seinen Händen hielt er sich krampfhaft an den Händen seiner Mutter fest. Er weinte nicht, aber seine Augen hingen flehentlich an den Augen seiner Mutter. Er hielt das eine Knie krampfhaft gestreckt, das andere beugte er, damit er so viel wie möglich seines Körpers außerhalb des Wassers hielt. Seine Mutter unternahm beinahe jeden Versuch, sein Interesse für Wasserspielzeuge zu wecken. Er interessierte sich überhaupt nicht dafür, bis seine Mutter ihm sagte, sie möchte ein bisschen Tee. In diesem Moment wich die Spannung, die an seinen Armen, Beinen, am Bauch und insbesondere im Gesicht zu sehen war, und wurde auf einen Schlag durch einen neuen körperlichen und psychologischen Zustand abgelöst. Seine Knie waren jetzt leicht gebeugt; seine Augen streiften die Spieltassen und Teller und blieben an einer leeren Shampooflasche heften, für die er sich dann als Milch für den Tee entschied. Die Spannung in seiner Stimme wechselte von krampfhaftem, beharrlichem Flehen:

„Ich will nicht baden, ich will nicht baden“ ins Erzählen seines Spiels: Tee ist nicht zu heiß, jetzt ist er gut, ich puste ihn für dich. Tee ist lecker.“ Die Mutter nahm ein wenig Tee und bat um mehr. Nach einigen Minuten griff sie zum Waschlappen. Dies führte dazu, dass das Kind das Spiel genauso plötzlich abbrach, wie es damit angefangen hatte, und alle die anfänglichen Anzeichen von Angst, die dem Spiel vorausgegangen waren, tauchten wieder auf. Nachdem die Mutter dem Kind versicherte, dass sie es halten würde, sodass es nicht ausrutschte, fragte sie es, ob es noch Tee habe. Es hatte welchen, und das Spiel begann von neuem.“<sup>8</sup>

Dieses kleine Beispiel soll verdeutlichen, in welcher Weise das kleine Kind auf die Mutter angewiesen ist, indem interaktiv die Realität durch Illusionierung als ausreichend sicher erscheinen kann. Das kleine Kind lernt dabei, sich ganz auf die spielerischen Angebote der Mutter einzulassen, die aus der Sicht des Kindes jedoch kein Spiel sind, ganz im Sinne der Paradoxie von Winnicott. Ich halte Aufstellungen ebenfalls für Spielräume, in denen die Illusionierung des Protagonisten zunächst und zum Teil aufrechterhalten wird, indem der Stellvertreter dessen subjektive Sicht übernimmt, um dann spielerisch die Sichtweise der anderen Stellvertreter zu erfahren. Es entsteht eine Ganzheitserfahrung, die gerade auch die Sichtweisen der Gegner des Protagonisten enthält und somit die Aggression mit einschließt. Diese Illusionierung lässt sich bei gesunder Entwicklung nur begrenzt aufrechterhalten: Das kleine Kind merkt bald, dass die Personen und Dinge seiner Umgebung dem omnipotenten Verfügungswunsch nicht immer entsprechen. Vereinfacht gesagt ist alles, was außerhalb des omnipotenten Selbst des kleinen Kindes liegt, das, was wir die Wirklichkeit nennen, also vom eigenen Selbst unabhängige Personen mit eigenen Interessen und eigenem Recht. Das Übergangsobjekt steht zwischen der subjektiv erlebten Omnipotenz und der außerhalb stehenden objektiven Realität. Als Stofftier zum Beispiel ist es objektiv außerhalb des eigenen Selbst. Das Kind stattet das Übergangsobjekt ganz nach seinen subjektiven Wünschen und Bedürfnissen aus: Es liebt seinen Bären, behandelt ihn gut oder schlecht, stattet ihn magisch mit Fähigkeiten und einer Seele aus, die der des Kindes entspricht. Im Kinderbuch „Pooh, der Bär“ ist dies wunderbar beschrieben.

Meine Vorstellung ist nun, dass derjenige, der ein Anliegen aufstellt, seinen Stellvertreter wie ein Übergangsobjekt benutzt: Über eine unbewusste Kommunikation identifiziert der Protagonist seinen Stellvertreter oder seine Stellvertreterin mit der eigenen inneren Welt, und zwar gerade auch mit den Selbstanteilen, die dem Protagonisten nicht bewusst sind. Der mit diesen Projektionen ausgestattete Stellvertreter identifiziert sich aktiv – natürlich unbewusst – mit diesen Zuschreibungen aufgrund seiner frühkindlich erworbenen empathischen Fähigkeiten. In diesem Sinne ist der Stellvertreter wie ein Übergangsobjekt mit den subjek-

tiven Gegebenheiten der inneren Welt des Protagonisten ausgestattet und gleichzeitig paradoxerweise mit etwas, was außerhalb des Selbst des Protagonisten steht. Der Übergangsraum ist also der Begegnungs- und Entwicklungsraum für die von den Stellvertretern übernommene innere Welt des Protagonisten und für die Realität und Eigenständigkeit der Stellvertreter als außerhalb stehende Personen.

An einem Beispiel lassen sich die genannten Zusammenhänge vielleicht etwas einfacher sichtbar machen: Eine junge Frau beklagt in einem Familienaufstellungsseminar, dass ihr Vater, der uneheliche Sohn eines russischen Kriegsgefangenen und einer Deutschen, im Leben viel Leid und Unrecht erfahren hat. In Identifikation mit ihm hat sie ein Ressentiment gegen das Leben entwickelt und klinisch depressive und suizidale Zustände. In der Aufstellung zeigt sich, dass sich die Eltern des Vaters, also die deutsche Bauersfrau und der russische Kriegsgefangene, in herzlicher Liebe zugetan sind. Auch deren Sohn, also der Vater der jungen Frau, die ihr Anliegen aufstellt, ist alles andere als unglücklich. Es fällt der Protagonistin außerordentlich schwer, ihre bisherige Vorstellung von Eltern und Großeltern aufzugeben. Sie scheint eher entschlossen, an den bisherigen Bildern ihrer inneren Welt festzuhalten und suizidal zu bleiben. Nur ganz allmählich beginnt ein Prozess zugunsten einer anderen in der Aufstellung sichtbar gewordenen Wirklichkeit.

Im Verständnis des Übergangsraumes sind die subjektiven Anteile der jungen Frau, die ihr Anliegen aufgestellt hat, aufeinander getroffen mit den außerhalb von ihnen stehenden objektiven Gefühlen der Stellvertreter.

Ich fasse zusammen:

Die in Aufstellungen sichtbar werdende unbewusste Kommunikation lässt sich zurückführen auf unsere Fähigkeit, uns am Anfang des Lebens ganz an unseren primären Liebespersonen zu orientieren. Wir kommen mit einer angeborenen sozialen Erwartung, einem Apriori auf die Welt und erleben es auch später als großes Glück, wenn sich diese Erwartung durch die tatsächliche Interaktion erfüllt. Unser in den Aufstellungen beeindruckendes Einfühlungsvermögen ist das Resultat der Neigung des Babys, sein Gegenüber zu imitieren, um an dessen Identität teilzuhaben. Auf diese Art und Weise hat das kleine Kind intensive Kenntnisse von seinen Betreuungspersonen, es weiß nicht nur, wie diese handeln, sondern auch, wie sie fühlen. Dieses Erkennungsvermögen hat übrigens auch große Bedeutung für die Täter-Opfer-Beziehung. Ein missbrauchtes Kind weiß nicht nur, wie es sich als Opfer gefühlt hat, sondern vor allem auch, wie der Täter, der die Misshandlung ausübt, sich fühlt. Oft ist das Erleben der Gefühle als Opfer so schmerzhaft, dass ein Opfer es vorzieht, sich unbewusst wie der Täter zu benehmen, dessen Gefühle und Weltsicht es bestens kennt.

Ich komme zum Schluss zurück auf meine anfängliche Frage, was Familienaufsteller und Psychoanalytiker voneinander lernen können:

Als Psychoanalytiker sind mir die beim Familienaufstellen sichtbaren Phänomene ein großer Gewinn und eine große Freude, weil sich in so eklatanter Weise eine bis dahin unsichtbare Verbundenheit und unbewusste Kommunikation erkennbar macht. Während meiner psychoanalytischen Behandlungen fühle ich mich von meinen Analysanden auf der Couch häufig in merkwürdiger Weise aufgestellt. Als ich zum Beispiel neulich einem Analysanden wie üblich mit gleichschwebender Aufmerksamkeit zuhörte, überfiel mich eine heftige Wut: Ich dachte, ich müsste ihn erschlagen oder flüchten. Im weiteren Verlauf der Behandlungsstunde stellte sich dann heraus, dass der Analysand mit einer Trennungssituation mit heftigen, ihm zunächst unbewussten Gefühlen beschäftigt war, die zurückgingen auf eine frühkindliche Situation, in der er als 18 Monate altes Kleinkind von den Eltern und Geschwistern verlassen wurde, die eine Urlaubsreise in den Süden unternahmen, während mein Patient von der Großmutter versorgt wurde. In anderen Analysesituationen stelle ich in Gedanken die Stellvertreter für das auf, was der Patient berichtet. So sprach ein Analysand beispielsweise neulich davon, dass er sich von einer Prüfungskommission in Bezug auf sein bevorstehendes Examen schlecht behandelt gefühlt hätte, so als hätte er mit seinem Zulassungsantrag zum Examen etwas Unrechtmäßiges gewollt, eine Extrawurst, wobei er doch nur das verlangte, was anderen auch zustünde. Bei diesem Bericht war ich merkwürdig unbeteiligt, und meine Gedanken schweiften ab. Ich stellte in Gedanken mich selbst auf und dem Patienten gegenüber. Ich würde dann mit den Schülern zucken und sagen: „Das interessiert mich nicht, was du erzählst, das lässt mich kalt, du hast kein berechtigtes Anliegen, und das stimmt auch mit der Extrawurst.“ Ich teilte dem Patienten in etwa meine Gedanken mit. Darauf brach er in schallendes Gelächter aus und sagte: „Das ist genau die Situation, die ich immer mit meinen älteren Schwestern hatte, die immer behaupten ‚Lars bekommt sowieso immer alles‘ woraufhin er dann zu sagen pflegte: „Da seht ihr mal, ich bekomme immer nur das, was mir zusteht, und keine Extrawurst!“

Mein Verständnis davon ist, dass der Analysand für seine aktuellen Gefühle im Konflikt mit der Prüfungssituation, die ihn an eine spezifische familiäre Situation erinnerte, ein Gegenüber gesucht hat. Er hat mich identifiziert mit dem inneren Bild, das er aus der Beziehungserfahrung mit seinen Schwestern hatte, und ich habe mich genauso gefühlt: Der verwöhnte und bevorzugte Bruder ist unersättlich und unbelehrbar. Es handelt sich also psychoanalytisch gesprochen um eine Schwesternübertragung, die meine Gegenübertragung bestimmte. Ich habe in der analytischen Situation so getan, als wäre ich in einer Aufstellung, und es war mir sehr hilfreich.

Aufsteller könnten von Psychoanalytikern lernen, welche ungeheure Bedeutung die verinnerlichten frühkindlichen Beziehungserfahrungen für das ganze Leben haben. Die prägende Bedeutung der frühen Beziehung zwischen dem kleinen Kind und seinen Bezugspersonen wurde in den letzten Jahrzehnten durch die Säuglingsforschung und Säuglingsbeobachtungen bestärkt, wenngleich auch einige psychoanalytische Konzepte revidiert werden mussten, wie zum Beispiel die Annahme, dass das Neugeborene wie in einer Eihülle, also autistisch, auf die Welt kommt. Familienaufsteller könnten von Psychoanalytikern die Wichtigkeit des Durcharbeitens lernen. Psychoanalysen dauern lang, weil die Entwicklung der therapeutischen Beziehung, welche teilweise die frühen prägenden Beziehungen wiederholt, Zeit braucht. Dabei werden schmerzhaft gefühlte Beziehungen aus schwierigen Beziehungskonstellationen neu erlebt, aber auch immer wieder verdrängt, sodass sie bei neuen Situationen wiederum entdeckt und ausgehalten werden müssen. Aufstellungen ermöglichen den Teilnehmern blitzartige Erkenntnisse in die Tiefe des Seelenlebens mit der großen Gefahr, dass Abwehr und Widerstand das Erlebte und Einsichtiggewordene wieder zudecken. Ich kann mir Familienaufstellungen mit einer Slow-open-Group gut vorstellen, welche kontinuierlich miteinander arbeitet und auf diese Art und Weise die schmerzhaften Erlebens- und Verstehensprozesse durcharbeitet.

<sup>1</sup> Freud, S.: Vorrede des Übersetzers zu H. Bernheim: Die Suggestion und ihre Heilwirkung. G.W. Nachtragsband, London 1987.

<sup>2</sup> Freud, S.: S. 118, ebenda.

<sup>3</sup> Braten, S.: (1992): The virtual other in infants' mind and social feelings. In: World (Hrsg): The Dialogical Alternative, Scandinavian Univ. Press, Oslo, S. 77–97.

<sup>4</sup> Trevarthen, C. (1993b): The self is born in intersubjectivity: The psychologies of an infant communicating. In: Weisser, U. (Hg.) The preveived Self-Knowledge. Cambridge Univ. Press, Cambridge, S.121–173.

<sup>5</sup> Dornes, M.: Der virtuelle Andere Forum Psychoanalyse (2002) 18: S. 303–331

<sup>6</sup> Metzoff, A. (1988): Infant imitation after a one-week delay: Long term memory for novel acts and multiple stimuli. Develop Psychol. 24: S. 470–476.

<sup>7</sup> Seidler, G.H. (1995): Der Blick des Anderen. Verlag International Psychoanalyse, S. 242.

<sup>8</sup> Ogden, F.H.: Über den potentiellen Raum. Form Psychoanalyse 13: S. 1–18, 1997.